

## **Ein „Zirkel liebender Freunde“ - Romantik in Goßfelden und Marburg**

Vom Trages, dem Familiengut bei Hanau, schreibt Friedrich Carl von Savigny am 4. März 1799 an die Vettern Friedrich und Leonhard Creuzer nach Marburg:

„Unsrer Gemeinde - ein Zirkel liebender Freunde ist es im höheren Sinn als manche, die sich so nennt - unsrer Gemeinde bringt meine herzlichsten Grüße, und sagt ihr, daß ich mit wehmütiger Freude ihrer gedenke. Lebt wohl, liebe Freunde, lebt alle recht wohl und gedenket Eures Freundes Savigny.“<sup>1</sup>

Die „Gemeinde“, von der Savigny so gefühlvoll spricht, ist ein Kreis von Philosophen, Juristen, Theologen, Medizinern und Poeten, von Wissenschaftlern, Pfarrern und Studenten, der sich in den Jahren zwischen 1795 und 1808 in wechselnder Besetzung in Marburg zusammenfand. Es war ein Zirkel von Menschen, die in regem Austausch miteinander standen, sich trafen, „symphilosophierten“, wie man damals sagte, zusammen wanderten und reisten, Kaffee tranken und natürlich Briefe schrieben, entweder, bei zeitweiliger Abwesenheit Einzelner, von weiter her oder auch den Berg hinunter und hinauf oder nach Goßfelden. Diese Briefe sind für die Erforschung solcher Konstellationen die wichtigste Quelle. Sie bilden ein Netzwerk des Austauschs und der Verständigung, der Entwicklung und ersten Verbreitung von Ideen, das nicht nur unter biographischen Aspekten interessant ist, sondern in dessen Beziehungslinien die Werke derer, die daran Teil hatten, in neuem Lichte erscheinen. Da auch große Werke nie aus dem Nichts entstehen, liefern Briefe eine Art Kommentar und geben oft zusätzliche Hinweise auf Entstehungszusammenhänge.

Wer waren die Beteiligten? Was verband diese Menschen miteinander? Welches waren die Themen aus Philosophie, Poesie und Geschichte, die in ihrem Verkehr eine Rolle spielten in der bewegten Zeit kurz nach der Französischen Revolution, in der die Welt neu gedacht wurde und in der sich schließlich die Philosophie des modernen Selbstbewusstseins herausbildete?

### **Ein Netzwerk der Freundschaft**

Zwischen 1795 und 1804 bzw. 1808 weilte Friedrich Carl von Savigny (1779-1861), Jurist, Mitbegründer der historischen Rechtsschule und nachmaliger preußischer Minister mit Unterbrechungen in Marburg. Dort traf er zunächst auf seinen juristischen Lehrer Friedrich Philipp Weis (1766-1808), aus Darmstadt

---

<sup>1</sup> Brief Friedrich Carl von Savignys an Leonhard und Friedrich Creuzer, Trages, 4.3.1799, in: Adolf Stoll: Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit Friedrich Carl von Savignys. Berlin: Carl Heymanns Verlag, 1927, S. 74.

stammend und selbst Schüler Höpfners aus Gießen (1743-1797), eines Freundes Mercks und Goethes; Weis` Vorliebe für das Römische Recht, seine philosophische Bildung und seine reichhaltige Bibliothek waren für Savigny prägend. In näheren Kontakt kam Savigny bald mit den „Vettern Creuzer“, also dem Philosophen und Theologen Leonhard Creuzer (1768-1844) und seinem Cousin, dem Altertumswissenschaftler und späteren Heidelberger Professor Friedrich Creuzer (1771- 1858). Ein alter Freund der Creuzers, der Theologe und Pädagoge Friedrich Heinrich Christian Schwarz (1766-1837), damals noch Pfarrer in Münster bei Butzbach und später, wie Friedrich Creuzer, Professor in Heidelberg, gehörte ebenso zum engeren Kreis wie der Goßfeldener Pfarrer Johann Heinrich Christian Bang (1774-1851), bei dessen Vater Johann Christian Bang (1736-1803), einem Onkel Friedrich Creuzers, dieser selbst und Savigny Griechisch lernten. Nicht zuletzt stand auch Heinrich Jung-Stilling, der Schwiegervater von Pfarrer Schwarz, der ebenfalls später in Heidelberg wirkte, dem Kreis nahe.

Ferner gehörten zu diesem „Zirkel“ der Theologe, Kulturhistoriker und bekannte Übersetzer hebräischer Lyrik, Karl Wilhelm Justi (1767-1846), Großvater des berühmten Kunsthistorikers Carl Justi (1832-1912) und des Sprachforschers Ferdinand Justi (1837-1907), der Theologe und Literaturhistoriker Ludwig Wachler (1767-1838, ab 1801 in Marburg), der Philologe und empirische Psychologe Dietrich Tiedemann (1748-1803), in dessen Haus Savigny und auch einige seiner Freunde eine zeitlang wohnten, der Mediziner Johann Wilhelm Heinrich Conradi (1780-1861), ein Vetter der Creuzers und später ebenfalls in Heidelberg, der Dichter Clemens Brentano (ab 1801 bzw. 1803 in Marburg), seine Frau, die Schriftstellerin Sophie Mereau-Brentano, die Schwestern Bettine, Meline und Kunigunde (Gunda) Brentano, letztere ab 1804 die Gattin Savignys, und der Bruder Christian Brentano; zu ihnen gesellten sich der Arzt, Philosoph und Poet Stephan August Winkelmann (1780-1806, 1802 in Marburg), der englische Publizist und spätere Korrespondent der Times, Henry Crabb Robinson (1775-1867) und Savignys Freund aus Jenaer Tagen, Hans Christian von Bostel (1779-1839). 1802 bzw. 1803 trafen Jacob und Wilhelm Grimm in Marburg ein, ihr Lehrer wurde Savigny; sie erfuhren hier ihre Prägung als Wissenschaftler, hier knüpften auch sie lebenslange Freundschaften.

Einige dieser Freunde lebten von Geburt an in und bei Marburg wie Vater und Sohn Bang oder Wilhelm Justi, Conradi und die Creuzers, nicht selten obendrein versippt und verschwägert. Andere hielten sich nur für eine bestimmte Zeit in Marburg auf, waren aus Berufs- und Berufsgründen gekommen wie Weis und die meisten anderen Professoren, hatten sich als Studenten mehr oder weniger zufällig in Marburg eingefunden oder sich auf Reisen kennengelernt. Von großem Einfluss war dabei Jena, wo sich einfand, wer den Puls der Zeit fühlen wollte. Hier, am Ort der Frühromantik, gab es wichtige Begegnungen, etwa Savignys mit Stefan August Winkelmann, Schelling, Clemens Brentano

und den Schlegels. Jena war die damals wichtigste Ideenschmiede, für die Namen stehen wie Reinhold, Fichte, Schelling, Schlegel, Tieck, Wackenroder, Novalis, Brentano, Hölderlin, um nur die bekannteren zu nennen. Kein Wunder also, dass es die Marburger auch dorthin zog: bereits Friedrich und Leonhard Creuzer hatten 1789-1791 in Jena studiert und zusammen mit Novalis, Forberg und Niethammer zum Schülerkreis des Philosophen Reinhold gehört. Savigny weilte dreimal zu Studienzwecken dort, Winkelmann studierte 1800 in Jena zusammen mit Clemens Brentano Medizin. In Jena traf Brentano Sophie Mereau.

Neben Jena spielte auch Göttingen für Marburg eine nicht unbedeutende Rolle: dort lehrte der Philologe Christian Gottlob Heyne, der mit seiner quasi „ethnologischen Archäologie“ den materiellen und mentalen Entstehungshintergrund der klassischen Texte rekonstruierte und sie damit historisierte. Zu seinen Studenten zählten u.a. die preußischen Reformer Stein und Hardenberg, die Brüder Humboldt und die Brüder Schlegel sowie Wachler, ein Marburger Lehrer der Grimms; auch Savigny verbrachte das Wintersemester 1796/97 in Göttingen. Bei Heyne hat die romantische Generation historisch-philologisch zu denken gelernt. Stefan August Winkelmann scharte 1801, aus Jena kommend, in Göttingen die Goethe-Begeisterten um sich und hielt eine denkwürdige Vorlesung, in deren Verlauf er auch eine poetologische Deutung der Volkspoesie formulierte. Hier lernten sich Achim von Arnim und Clemens Brentano kennen.

Die Konstellation von Menschen und Ideen,<sup>2</sup> die sich zur gleichen Zeit bzw. um eine kurze Spanne zeitversetzt in Marburg etablierte, zehrte von diesen Anregungen, modifizierte sie im `Gespräch` und brachte vor diesem Hintergrund einige bedeutende Beiträge, ja, Lebenswerke in Wissenschaft und Literatur hervor: Die Brüder Grimm erhielten in Marburg ihre entscheidenden Impulse für die Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung der „alten Sachen“, mit der sie schließlich zu Begründern mehrerer Fachdisziplinen wurden; Friedrich Creuzers Lebensthema als Altertumswissenschaftler war ebenfalls die Historie seines Gegenstandes, der Mythologie, bereits 1803 in seiner Marburger Abhandlung, besonders aber in seinem Werk „Geschichte und Mythologie“, das dann 1810 bis 1812 in Heidelberg erschien. Ebenfalls bereits in Heidelberg, wohin ab 1804 etliche „Marburger“ abwanderten, so Friedrich Creuzer, Schwarz, Jung-Stilling und die Brentanos, erschien dann auch der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn“, das ebenfalls aus dem Marburger Kontext wichtige Impulse erhielt. Für den Dichter Clemens Brentano war Marburg eine verhältnismäßig „ruhige“ Station seines bewegten Lebens.

---

<sup>2</sup> Zum Begriff „Konstellation“ und „Konstellationsforschung“ siehe Dieter Henrich: Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795). Stuttgart 1991. Henrich und die Teilnehmer an dem von ihm geleiteten Projekt haben die „Konstellation“ der Entstehung der idealistischen deutschen Philosophie untersucht.

Friedrich Carl von Savigny trat 1803 mit seinem ersten bedeutenden Werk hervor und wurde aus dem Geist historisch-genetischen Denkens heraus zum Mitbegründer der historischen Rechtsschule; demgegenüber war sein lebenslanger Freund Johann Heinrich Christian Bang eine jener Figuren, die in die Konstellationen bedeutender Leute eingebunden sind, vielfachen Anteil haben an den Beziehungen und Debatten, ohne selbst ein „Werk“ zu hinterlassen. Die Briefe, die zwischen Bang und Savigny gewechselt wurden, verdeutlichen dies in ganz besonderer Weise. In den „Marburger Jahren“ Savignys, die ungefähr identisch sind mit der romantischen Periode in der Stadt, herrscht ein freundschaftlich-burschikoser Ton und wir erfahren viel über gegenseitige Besuche und gemeinsame Vorhaben, aber auch von Meinungsverschiedenheiten unter den Freunden. Nachdem Savigny die Stadt an der Lahn verlassen hat, werden die Briefe lang und inhaltsreich. Bang berät den in landwirtschaftlichen Dingen wenig Erfahrenen bei der Verwaltung seiner Güter, kommentiert aber auch universitätspolitische und rechtsgeschichtliche Artikel Savignys. Bangs Briefwechsel mit Savigny, den Brüdern Grimm, Friedrich Creuzer und den Brentanos, vor allem Christian und Clemens, lassen einen eigenständigen Geist erkennen, der stets unbestechlich und ohne eigenen Ehrgeiz urteilt, der jedoch energisch auf seinem Anteil am Gespräch und auf der Unterrichtung in den jeweils aktuellen wissenschaftlichen Diskussionen besteht. Lebenslang versorgt Savigny ihn mit Literatur, die er sich wegen seiner begrenzten Mittel nicht leisten kann, beide Freunde tauschen sich aus über Ideen, Zeitläufe und Zeitgenossen; aber es gibt auch Klagen Bangs, wenn ein Buch nicht pünktlich eintrifft oder er sich von dem Freund vernachlässigt fühlt.

Die Formen der Geselligkeit im Marburger Kreis waren vielfältig. Man traf sich, etwa zu Savignys berühmter Kaffeestunde, oder wohnte zeitweise zusammen, wie beispielsweise Savigny bei den Creuzers oder im Haus von Professor Tiedemann und schließlich bei Weis; man wanderte nach Gießfelden zu Bang oder in die Wetterau nach Münster bei Butzbach zu Schwarz, oder man traf sich in Großlinden bei Pfarrer Dahlmann, dem späteren Schwiegervater Leonhard Creuzers; man „symphilosophierte“ oder stritt und stand im mehr oder weniger kontinuierlichen Gespräch miteinander.

Die Bedeutung dieser Geselligkeit für die Einzelnen ist kaum zu überschätzen. Anschaulich begründet Friedrich Creuzer in einem Brief an Savigny vom Juli 1800, weshalb er eine Lehrerstelle in Gießen und damit die Chance für eine sichere Versorgung nicht angenommen habe. Zugleich gibt er einen Einblick in die Formen des Beisammenseins.

„Überhaupt aber, wie kann ich hoffen, Ihnen durch meine Worte einen Begriff mitzuteilen von dem wohlthätigen Gefühl erhöhter innerer Kraft und Einheit, von den Lebenswallungen beförderter innerer freierer Tätigkeit, die mich in den Abendzirkeln durchströmten, wenn Sie vorlasen und entweder

aus dem Vorgelesenen oder unabhängig von der Lektüre ein Thema zu einem Streit hervorholten. In diesem Streiten bei dem innersten Einverständnis der Herzen fand ich hauptsächlich das erhöhte Leben - das ich allein Leben nennen kann.“<sup>3</sup>

Für die Zusammenkünfte der Freunde zu gemeinsamer Lektüre und zum „Streit“ um die „Wahrheit“<sup>4</sup>, dessen Grundlage eine gefühlsgebundene Übereinstimmung ist, nimmt Creuzer eine bedrückende materielle Situation in Kauf, aus der schließlich Savigny mit einem Darlehen aushelfen muss. Das hier anklingende Verständnis von Freundschaft, das gemeinsame Suchen nach größerer Klarheit, erhält durch die eingangs zitierte Äußerung Svignys einen quasi sakralen Aspekt. Diese Freundschaften sind nicht nur zwischenmenschlich begründet, sondern haben eine „höhere“, einer Kultusgemeinde nicht unähnliche Bedeutung. Sie eint das Streben, „die Wahrheit um ihrer selbst willen zu lieben und zu suchen.“<sup>5</sup> Auch Savigny sah in Freundschaft und Liebe „das erste, ja(...)einzigste Mittel“ der „Veredelung des inneren Menschen“.<sup>6</sup> An Clemens Brentano schreibt er in diesem Sinne im Juli 1800 aus Leipzig: „(...)die eigentliche Atmosphäre des inneren Menschen, sein wahres Gas oxygène, ist die Gesellschaft“, hier verstanden „im besten Sinne“, d.h. des guten Umgangs.<sup>7</sup> Dabei zeigt sich auch der Einfluss der Jenaer Romantiker, vor allem also des Kreises um Friedrich Schlegel, unter dessen Eindruck Savigny während und nach seiner „sächsischen Studienreise“ steht, sowie der begeisterten „Athenäum“-Lektüre, der Zeitschrift Schlegels und seines Kreises. Dort liest man u.a., und es klingt wie ein Bruchstück eines Gesprächs, eines gemeinsamen „Symphilosophierens“:

„(...)die Tugend lässt sich nicht lehren und lernen, außer durch Freundschaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.“<sup>8</sup>

Das gemeinsame Streben und die Vereinigung Gleichgesinnter in diesem Ziel erhält hier einen quasi sakralen Aspekt. Die Gemeinde der Denker löst die der Gläubigen ab. Das Bild von der Gemeinde kehrt immer wieder, auch etwa bei Friedrich Schlegel, aber auch in der Korrespondenz der Marburger. So findet man es etwa bei Friedrich Creuzer, der den Kreis explizit mit dem der Jünger Christi vergleicht und fordert, daß „unter unserer Gemeinde die löbliche Sitte des

---

<sup>3</sup> Brief Friedrich Creuzers an Savigny vom 16.7.1800, in: Stoll: Der junge Savigny, wie Anm. 1, S. 36f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 93.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., S. 95.

<sup>7</sup> Brief Friedrich Carl von Savignys an Clemens Brentano, Leipzig, Juli 1800, in: Stoll, Der junge Savigny, wie Anm. 1, S. 165.

<sup>8</sup> Athenaum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Bd. 2, 1. Stück, Berlin 1799, S. 8.

Apostolischen Briefumlaufs fein erhalten werde“.<sup>9</sup> Doch noch besser ist das direkte Gespräch, „ein Zusammenleben u. Symphilosophieren mit Ihnen hier unter den Blütenbäumen von Grosblinden“,<sup>10</sup> wo beide Vettern und auch der gemeinsame Freund Schwarz öfter zu Besuch weilten.

Die Spuren des „lebhaft(e)n Ideenwechsel(s)“<sup>11</sup> der Freunde finden sich u.a. in den Lebenswerken derer, die daran Anteil hatten.

## **Philosophie als Grundlagenwissenschaft**

Das Band, das die Freunde zusammenhielt war, wie Savigny sagte, ein „höhere(r) Sinn(...)“, den man darin sah, „die Wahrheit um ihrer selbst willen zu lieben und zu suchen“.<sup>12</sup>

Was war das für eine Wahrheit „um ihrer selbst willen“, nach der man in diesem „Zirkel“ strebte? Die Beantwortung dieser Frage weist zurück nach Jena, von wo die „Vorgänger“ und Freunde Leonhard und Friedrich Creuzer Jahre zuvor die Auseinandersetzung um die Kantische Philosophie quasi mitgebracht hatten und wohin Savigny selbst im Juli 1799 aufbrach zu seiner sog. „sächsischen Studienreise“, die ihn auch nach Leipzig, Dresden und Prag führte und von der er am 16. August 1800 zurückkehrte. Aus diesen Verbindungen läßt sich auch begründen und, wo nötig, rekonstruieren, wo die Diskussionsschwerpunkte im Marburger Kreis lagen, als die „zweite Generation“, also Savigny, Brentano und Winkelmann, in Jena zusammentrafen und sich danach zum Teil zuerst in Göttingen und dann in Marburg einfanden bzw. wieder einfanden. Dabei zeigt sich, daß die Freunde weiterhin im Banne der Kant-Kritik und der mit ihr verbundenen Fundament-Frage blieben. Denn in Jena war man sich keineswegs einig darüber, was nun der letzte Grund aller Philosophie sei, ob ihr ein „Satz“ zu Grunde liege oder, wie der Schriftsteller und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi postulierte, ein „Gefühl“. Friedrich Schlegel antwortet darauf echt „antigrundsatzphilosophisch“:

„Unsere Philosophie fängt nicht wie andere mit einem ersten Grundsatz an, wo der erste Satz gleichsam der Kern (...) zu sein pflegt, - wir gehen von

---

<sup>9</sup> Brief Friedrich Creuzers an Friedrich Carl v. Savigny, Marburg, 20.4. 1799, in: Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (1799-1850). Unter Mitarbeit von Ingeborg Schnack hrsg. von Hellfried Dahmann, Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1972, S. 25.

<sup>10</sup> Eine lebhaft(e) Schilderung der Szenerie in Großblinden gibt ein Brief Friedrich Creuzers an Friedrich Carl v. Savigny aus Großblinden vom 17.5.1799, in: Briefe Friedrich Creuzers, wie Anm. 9, S. 29-33.

<sup>11</sup> Ebd., S. 51.

<sup>12</sup> Friedrich Carl von Savigny: Beilage eines Briefes an Friedrich Creuzer. Gut Trages, 21. Juni 1799, abgedruckt in: Stoll, Der junge Savigny, wie Anm. 1, S. 93. Die kleine Abhandlung trägt als Motto ein Zitat aus Schlegels Athenäum (wie Anm. 8, Bd. 2, 1. Stück, S. 26): „Geselligkeit ist das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziel hat, und also auch für das Studium der Philosophie.“

einem zwar kleinen, aber lebendigen Keime aus, der Kern liegt bei uns in der Mitte.“<sup>13</sup>

In diesem Diktum Schlegels liegt die Betonung auf dem quasi organischen Wachsen dieser Philosophie aus einem Keim. Sie wächst nicht linear, sondern konzentrisch. Das Bild vom Netz der Spinne drängt sich geradezu auf. Die Wahrheitsauffassung, die dieser Vorstellung zugrunde liegt, könnte man im Gegensatz zu der auf „einen Satz“ zurückzuführenden auch als „Beziehungswahrheit“ bezeichnen; sie generiert sich selbst in netzartig miteinander verknüpften Aussagen und bildete historisch betrachtet zunehmend ein Gegengewicht zu der etwa des Jenaer Kantianers Reinhold; sie kennzeichnet, was man die Philosophie der Frühromantik nennt. Zugleich war sie Teil einer Absetzbewegung von der „Philosophie aus einem Satz“.

Es gab noch einen weiteren Schwerpunkt der Kant-Diskussion, der auch in Marburg aufgegriffen wurde.

„Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamm“<sup>14</sup>,

zitiert Savigny in einem Brief an die Creuzers und Schwarz aus Schlegels „Athenäum“, dem publizistischen Organ der Jenaer Frühromantik.

Der Satz kritisiert die Kant vorgeworfene Trennung des Moralgesetzes vom empirischen Menschen. Sie gewann durch die historischen Ereignisse in Frankreich noch an Brisanz. Denn die Französische Revolution, vor allem der mit ihr einhergehende Terror, hatte in den Augen einer ganzen Generation die Unfähigkeit der „reinen“ Vernunft erwiesen, die menschlichen Verhältnisse in moralischer Hinsicht zu ordnen. Der Kant angelastete „Mangel an gehöriger Entwicklung der ethischen Vordersätze“ und an „vielseitiger Beleuchtung u. Beziehung aufs Praktische des Lebens“<sup>15</sup> wurde zum Ansatzpunkt für die Forderung etwa Savignys, „einen Standpunct zu suchen, der unabhängig von dem positiven und conventionellen, i n u n s gegründet ist“,<sup>16</sup> der also das Moralgesetz im einzelnen Menschen verankert. Das ist nur möglich, wenn auch die Grundlage dessen, was für „wahr“ gehalten wird, nicht eine dem konkreten

---

<sup>13</sup> Friedrich Schlegel: Kritische Ausgabe seiner Werke. Hrsg von Ernst Behler, Paderborn, München, Wien, Zürich 1958 ff, Bd. XII, S. 328, zit. nach Manfred Frank: `Unendliche Annäherung`. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1997, S. 525.

<sup>14</sup> Stoll, Der junge Savigny, wie Anm. 1, S. 152.

<sup>15</sup> Brief Friedrich Creuzers an Friedrich Carl v. Savigny, in: Briefe Friedrich Creuzers, wie Anm. 9, S. 29.

<sup>16</sup> Brief Friedrich Carl von Savignys an Constantin von Neurath. O.O u. o.D., vermutl. Ende 1789/Anfang 1799, in: Stoll, Der junge Savigny, wie Anm. 1, S. 70.

Menschen äußerliche ist. Mit Jacobi, dessen sog. Anti-Fichte-Schrift Savigny von seiner Studienreise nach Marburg mitbrachte,<sup>17</sup> stimmten die „Freunde“ darin überein, daß das Wissen seinen letzten Grund nicht in einem „Satz“, sondern einem Unbeweisbaren, einem Sein oder Gefühl habe.<sup>18</sup> Dieses Gefühl war auch der Ort für das Urteil über Gut und Böse.

Aus diesem Denken heraus und in der Auseinandersetzung mit Fichte gewann Savigny den Gedanken einer Begründung aller Wissenschaft aus der Philosophie; die Philosophie als Grundlagenwissenschaft sollte die Einheit und die gemeinsame „Wahrheit“ des Wissens trotz der sich abzeichnenden Aufspaltung in Einzelwissenschaften garantieren. Sie verpflichtete sie alle auf eine Wahrheit, die transzendental verankert bleibt und deren moralische Grundlage in jedem Menschen zu finden ist. Dieser Gedanke verbindet Savigny mit Winkelmann, den Creuzers und Pfarrer Bang, verbindet den Juristen mit dem Mediziner und Philosophen und beide mit dem Philologen, dem Theologen, dem Pfarrer usf. Ihre Freundschaft hat ihren Grund in der Teilhabe des Menschen an einem Göttlichen, das er zwar nicht erkennen, an das er aber durch ein ursprüngliches Gefühl gebunden ist. Durch dieses Göttliche, dieses „Vermögen der Göttlichkeit im Menschen“<sup>19</sup>, ist er zugleich mit anderen Menschen verbunden. Sie ist die Grundlage `wahrer` Freundschaft. Dagegen „nennen wir auch jede Freundschaft leer, gering und seicht, die nicht jener hohen Liebe ähnlich, die nicht von ihr ausgegangen ist“,<sup>20</sup> so Jacobi in seinem Roman „Woldemar“.

Die Gründung des philosophischen Fundaments auf ein Gefühl war im Kontext der Diskussion in Jena und der Philosophie Jacobis entstanden. Im Herbst 1800, nach Savignys Rückkehr, ist Winkelmann wieder in Jena und schreibt angeregt an diesen über Schellings und Schlegels Kollegia. Er preist Schellings Äußerungen, die seinen, Winkelmanns, „philosophischen Ahnungen“ entsprechen, daß nämlich das „System des Wissens unvollendet“ sei.<sup>21</sup> Friedrich Schlegel findet seine Zustimmung mit dem Diktum, Philosophie sei „nur Approximation, kein System“; aller Aberglaube, alle Schlechtigkeit komme vom

---

<sup>17</sup> Friedrich Heinrich Jacobi: Jacobi an Fichte. In: Friedrich Heinrich Jacobi`s Werke. Dritter Band. Als fotomechan. Reprint nach der Ausgabe Leipzig 1816, herausgegeben von Friedrich Roth und Friedrich Köppen, Darmstadt 1968.

<sup>18</sup> Siehe auch Friedrich Heinrich Jacobi: Beylagen zu den Briefen über die Lehre des Spinoza. In: Friedrich Heinrich Jacobi`s Werke, wie Anm. 17, vierter Band. Reprint nach der Ausgabe: Leipzig 1819, Zweite Abteilung, S. 153. Siehe auch: Rotraut Fischer: „Wissenschaftliche Stimmung“ des Geistes - die Brüder Grimm im romantischen Marburg. In: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft. Hrsg. von Bernhard Lauer, in Verb. mit Maria Teresa Cortez, Holger Ehrhardt, Rotraut Fischer u.a., Bd. 9, Kassel 1999, S. 60f.

<sup>19</sup> Friedrich Heinrich Jacobi: Woldemar. In: Werke, wie Anm. 17, Fünfter Band, Reprint nach der Ausgabe: Leipzig 1820, S. 444.

<sup>20</sup> Ebd., S. 443f.

<sup>21</sup> Stephan August Winkelmann an Friedrich Carl von Savigny, Jena, erste Novemberhälfte 1800, in: Der Briefwechsel zwischen Friedrich Carl von Savigny und Stephan August Winkelmann (1800-1804) mit Dokumenten aus dem Freundeskreis. Gesammelt, herausgegeben und kommentiert von Ingeborg Schnack, Marburg: Elwert, 1984, S. 104.



„Wahn des Endlichen“; Aufgabe und Inhalt des Unendlichen seien „Harmonie und Liebe“; Philosophen, Gelehrte und Künstler seien durch ihre Beziehung auf das Unendliche verbunden und bildeten eine „heilige Gemeinde“, der ursprünglichen Idee der Kirche entsprechend. Was Winkelmann an den Äußerungen der neueren Jenaer Philosophengeneration festhaltenswert erschien, entsprach dem, was er später seinen eigenen Entwurf nannte. Es kursierte darüber hinaus in den Zirkeln der Intelligenz und war Bestandteil des Gesprächs und des Austausches, wie wir ihn in den erhaltenen Zeugnissen nachzeichnen können. Savigny antwortet spät, erst im Februar 1802.

„Was du mir über Wahrheit schriebst, fühle ich fast alles wahr, aber ich habe viele Zweifel dabey.“<sup>22</sup>

Solche scheinbar paradoxen Äußerungen gaben Anlaß für ein Mißverstehen der Romantiker; sie galten als unklar und wenig stringent. Doch beschreiben sie ein Suchen nach Wahrheit, das sich nicht in der Ableitung von Begriffen erschöpfte, sondern als eine Bewegung der Annäherung verstand, die auch ein Zurücktreten zwecks neuer Perspektivgewinnung einschloß, oder, wie Winkelmann es in einem Folgebrief schreibt:

„es giebt keine andere Anschauung des Unendlichen als im Leben, in That u. Liebe – und die Philosophie ist nur das Streben, mit Gedanken zu fassen dieses unendliche Leben.“<sup>23</sup>

Und Savigny wiederum stimmt ein:

„Der einzige feste Punkt, der uns hier leiten kann, ist die Idee der unendlichen Progression, die als Anschauung der Wissenschaft, nicht blos als Begriff von ihr, in dem Zuhörer entstehen muß.“<sup>24</sup>

Die Sätze dieses „Symphilosophierens“ werden hin- und hergesponnen; sie klingen alle ähnlich und weisen doch immer wieder neue Aspekte, Nuancen auf; sie weben auf diese Weise ein engmaschiges Netz aus „Wahrheiten“, deren prozessualer Charakter eine unendliche Annäherungsbewegung darstellt an ein „Ganzes“, ein Ideal. Philosophie wird hier zum Gespräch, das so zugleich Verbindungen schafft zwischen den „Freunden“. Ihr Ziel sind nicht kategoriale Lösungen, in ihrem „System“ sind Begriffe eher stationäre Provisorien, die jederzeit durch „wahrere“ abgelöst werden können. Ihr Medium ist nicht allein der Begriff, sondern auch „Anschauung“.<sup>25</sup> Das

---

<sup>22</sup> Brief Friedrich Carl v. Savignys und Clemens Brentanos an Stephan August Winkelmann, Marburg, Februar 1802, in: Der Briefwechsel, wie Anm. 21, S. 123.

<sup>23</sup> Brief Stephan August Winkelmanns an Friedrich Carl v. Savigny, Göttingen, Juli 1802, ebd., S. 133.

<sup>24</sup> Brief Friedrich Carl v. Savignys und Clemens Brentanos an Stephan August Winkelmann, Marburg, Februar 1802, ebd., S. 123.

<sup>25</sup> Ebd.

„Symphilosophieren“ wird schließlich habituell, zu einer Art Haltung oder „Gesinnung“, die freilich nicht von selbst aus der „Stimmung“ entsteht, sondern durch Gleichgesinnte zu fördern ist.

Emphatischer hat Friedrich Hölderlin diesen immer gleichen Grundgedanken gefaßt, Savigny hat ihn exzerpiert:

„Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären.“<sup>26</sup>

## Poesie

Nicht zuletzt das Diktum Hölderlins zeigt, dass Poesie, Philosophie und Freundschaft nicht voneinander zu trennen waren und also nicht isoliert voneinander betrachtet werden können. Ganz in diesem Sinne schreibt Clemens Brentano 1802 aus Marburg an Achim von Arnim:

„Nach meiner Überzeugung ist jedes Gedicht nur historisches Bruchstück einer höheren Natureinheit, das Genie nichts als die Bürgerkarte aus jener höheren Geschichte, und der Künstler der prophetische Historiker jener Einheit(...)“<sup>27</sup>

Der Gedanke, dass jedes Gedicht, jedes Textfragment nur ein Bruchstück einer verlorenen Einheit sei, bedeutet auch, dass jene Einheit „ewig nur werden“ kann. Friedrich Schlegel nennt deshalb die romantische Poesie im „Athenäum“ eine „progressive Universalpoesie“<sup>28</sup>. Der Dichter wird zum Kündler dieser Einheit, aber auch zum Wissenden, zum Philosophen und Philologen, der Vergangenheit und Zukunft an die Idee des Fortschreitens auf ein Ganzes hin bindet. Im Wunderhorn-Projekt findet diese Idee des Sammelns, kundigen Bearbeitens und Dichtens ihre Realisierung: Brentano und Arnim sammelten und ließen sammeln (es kamen über 5000 Einzelmanuskripte zusammen, 230 Lieder bekannter und 60 unbekannter Einsender wurden aufgenommen und bearbeitet)<sup>29</sup>. Vor dem Hintergrund des Selbstverständnisses als Dichter, Philosophen und Philologen, die der Idee einer sich im Prozess realisierenden „Universalpoesie“ verpflichtet sind, verwundert es auch nicht, dass sowohl Brentano und Arnim in ihrer Liedersammlung als auch die Brüder Grimm in ihren Märchenbüchern nicht auf

---

<sup>26</sup> Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland (1797). In: Ders.: Werke. Hrsg. von Friedrich Beissner (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe), Stuttgart 1957, Bd. 3, S. 64. Zur Datierung der Hölderlin-Abschriften Savignys siehe: Frank Dietmeier: Hegel und Savigny. Marburg: Masch., 1988, S. 99f.

<sup>27</sup> Brief Clemens Brentanos an Achim von Arnim, Marburg Anfang bis Mitte August 1802, in: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Freundschaftsbriefe. Vollständige kritische Edition von Hartwig Schultz, Bd. 1: 1801 - 1806, Frankfurt/Main: Eichborn, 1998, S. 24.

<sup>28</sup> Athenäum, wie Anm. 8, 1. Bd., 2. Stück, S. 204.

<sup>29</sup> Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L.A. von Arnim und Clemens Brentano, Lesarten und Erläuterungen, Teil III, 2, mit Anhang. Studienausgabe in 9 Bänden, hrsg. von Heinz Rölleke, Bd. 9, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 1979, S. 795.

Dokumentation, sondern auf die Präsentation von Poesie bedacht waren und daher mit dem Material recht frei umgingen. Die Vorstellungen einer Ästhetik jenseits des Kanons waren die Voraussetzungen für die Wertschätzung der Volkspoesie.

Das Wunderhorn-Projekt wurde auch in Marburg vorangetrieben. Pfarrer Bang schickte ebenso Texte (am 15. März 1806)<sup>30</sup> wie Bettina Brentano und die Grimms. Eine Gestalt besonderer Art und selbst ein romantisch-poetisches Konstrukt war in diesem Zusammenhang das sog. Erdbeermädchen. Es war ein Mädchen aus Dexbach bei Biedenkopf, vermutlich 1788 oder, nach Clemens Brentanos Zählung, 1790 geboren,<sup>31</sup> ein Name ist nicht überliefert. In dieses offenbar sehr schöne junge Mädchen wurden die gängigen romantischen Motive hineinprojiziert. Vor allem Christian Brentano versuchte, es zu „erziehen“.

Im Januar 1805 schreibt Clemens Brentano darüber aus Heidelberg an Achim von Arnim nach Berlin:

„(...)ich habe nemlich von Marburg gehört, daß er (Christian, die Verf.) das wunderschöne Erdbeermädchen welches er und ich und Savigny von jeher geliebt haben, und welches uns nur zu selten Erdbeeren brachte, ein wirkliches Ideal bäurischer Unschuld, milder adlicher Schönheit, jungfräulicher Jugendblüte, kurz das wunderbarste holdseeligste Geschöpf von 15 Jahren, von ihrem Dorfe weggenommen, ihre Kleidung verändert, und sie zu einer einfachen Erziehung unserm Freunde dem Pfarrer Bang übergeben, ich zweifle nicht mit dem festen Entschluß sie einstens zu seinem Weibe zu machen, wie gefällt Ihnen das, Herr Bruder Graf, ist das nicht ein echter Brentanostreich?“<sup>32</sup>

Schönheit, naturhafte Unschuld und die Aura entrückten wunderbaren Seins sind die zeittypischen Zutaten bei der Darstellung herausragender Frauengestalten. Ständische Gegensätze sind dabei ebenso unbedeutend (Bäurisch-adelich) wie die eigentlich reale Person. Sie wird uns nur in der Bedeutung für die Betrachter als Erdbeermädchen überliefert, ohne eigenen Namen.

Christian Brentano selbst schreibt über seine Motive bereits im November 1804 an seine Schwester Bettina, die ihm offenbar bei der Verwandlung des Mädchens zur Hand ging:

---

<sup>30</sup> Ebd., S. 797.

<sup>31</sup> Brief Clemens Brentanos an Achim v. Arnim, Heidelberg, um den 5. Januar 1805, in: Freundschaftsbriefe, wie Anm. 27, Bd. 1, S. 250. Härtl datiert den Brief „etwa 9. Januar“; siehe: Ludwig Achim von Arnim. Briefwechsel 1805-1806. Hrsg. von Heinz Härtl, Bd. 32, Teil 1: Text, Berlin, Boston: de Gruyter, 2011, S. 8. Zur Datierung siehe: Ludwig Achim von Arnim. Briefwechsel 1805-1806. Hrsg. von Heinz Härtl, Bd. 32, Teil 2: Kommentar, Berlin, Boston: de Gruyter, 2011, S. 1082.

<sup>32</sup> Brief Clemens Brentanos an Achim v. Arnim, Heidelberg, um den 5. Januar 1805, in: Freundschaftsbriefe, wie Anm. 27, Bd. 1, S. 250.

„Die ich, außerdem daß ich sie ihrem unvermeidlichen Schicksal, der Verführung, aus dem Rachen reiße, auch aus dem Bauernstand heraufziehe u(nd) ihr eine Welt aufschließen will; dahin solch ein Engel besser paßt.“<sup>33</sup>

Doch gab es für Christians Handlungsweise, die sich durch die Indiskretion Bettinas bald in Frankfurt herumgesprochen hatte, nicht nur Wohlwollen. So berichtet Charlotte Servière, eine Freundin der Brentanos, am 16. Dez. 1804 in einem Brief aus Frankfurt an Henry Crabb Robinson, der auch mit Savigny befreundet war:

„Christian schmachtet in Amors Feßlen, sein Mädchen ist von niederem Stande, er hat ihr hier schöne Kleider und Weißzeug machen laßen, die Betine allein war im Geheimniß und hatte den Auftrag dazu, hat aber alles so öffentlich betrieben, daß es nun Jedermann weiß und ihre Brüder sehr darüber entrüstet waren.“<sup>34</sup>

Clemens Brentano bekennt in einem Brief an Bang vom 24. Dezember 1812, dass auch er das Mädchen geliebt habe „wie kaum eine andere“ und weiter heißt es dort: „Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie wunderbar mich später die Erfahrung von Christians Umgang und Einwirkung auf sie erschütterte(...)“<sup>35</sup> Clemens gibt auch an, sie nur nicht geheiratet zu haben seines Bruders wegen.

Nüchterner beurteilt Achim von Arnim Christian Brentanos Erziehungsversuche. „Deines Bruders Heirathserziehung gefällt mir nicht“, schreibt er aus Berlin an Clemens Brentano,

“er hätte lieber eine Erziehungsheirath machen sollen, ich meine mit dem Heirathen anfangen. Es gehört eine verfluchte Resignation dazu, seine Geliebte zum Heirathen zu dumm zu halten. Er kann sich nur in acht nehmen, daß ihm der Schwarzkünstler Bang nicht Brombeeren statt der Erdbeeren hineinlegt in ihr - Körbchen. Glückauf indessen sage ihm von mir.“<sup>36</sup>

Über das weitere Schicksal des „Erdbeermädchens“ ist bisher nur bekannt, dass sie ihren Platz im Hause Bangs bald wieder verließ und vermutlich nach Dexbach zurückging. Es ist indes zur literarischen Figur geworden, eingegangen

---

<sup>33</sup> Christian Brentano an Bettina Brentano, Marburg, 19.11.1804, in: Ludwig Achim von Arnim. Briefwechsel, wie Anm. 31, Teil 2: Kommentar, S. 528.

<sup>34</sup> Brief Charlotte Servières an Henry Crabb Robinson, Frankfurt, 16.12.1804, in: Ludwig Achim v. Arnim, Briefwechsel, wie Anm. 31, Teil 2: Kommentar, S. 528.

<sup>35</sup> Brief Clemens Brentanos an Johann Heinrich Christian Bang, 24. 12.1812, ebd.

<sup>36</sup> Brief Achim von Arnims an Clemens Brentano aus Berlin am 14. und 19. Januar 1805, in: Ludwig Achim v. Arnim, Briefwechsel, wie Anm. 31, Teil 1: Text., S. 14. Der Kommentar v. Arnims reagiert auf eine Mitteilung Brentanos, Pfarrer Bang habe Heiratsabsichten hinsichtlich des Erdbeermädchens (Brief Brentanos an v. Arnim, Heidelberg, um den 9. Januar 1805) und spielt auf ein Volksliedmotiv vom Brombeeren sammelnden Mädchen an, das dabei geschwängert wird. In: Ludwig Achim v. Arnim, Briefwechsel, wie Anm. 31, Teil 2: Kommentar, S. 542.

in Brentanos „Rheinmärchen“ als Vorbildfigur der Lureley, und in Bettinas Gündelode-Buch.

Es ist durchaus aufschlussreich, beide literarischen Varianten einander gegenüberzustellen.

Die Lureley erzählt:

„Diese Kleidung, dieses Aussehen habe ich von einem hessischen Bauernmädchen entliehen, die ich auf meiner Reise im Wald Erdbeeren suchen sah, und die von einem Brunnen, in dem ich übernachtete heftig über ihre böse Stiefmutter weinte. Sie war so wunderschön und lieblich, daß ich sie der Brunnenfrau herzlich empfahl, und mich so gestaltete, wie Sie, und wenn gleich meine eigene Gestalt glänzender und reizender ist, als diese, so hat doch niemals ein so edles und fromm schönes Menschenbild gelebt, als dieses.“<sup>37</sup>

Und Bettina gibt dem Vorbild folgende Gestalt:

„Letzt war mir ein allerliebste Mädchen vom Pfarrer Bang geschickt worden, weil es sehr viel schöne Lieder kann; die ganze Familie gehört zu dem Singgeschlecht, die sich ernährt mit Kräutersuchen für die Apotheken in der Umgegend und im Frühjahr (?) mit Erdbeeren- und Heidelbeersuchen.(...)so ein allerliebste Kind kannst Du Dir gar nicht denken, auch von Schönheit(...)Was mich am meisten ergötzt, ist die Kenntnis aller Kräuter und Wurzeln, die das Kind hat, ohne doch je gelernt zu haben, es ist eine traditionelle Botanik, die aber so vollständig ist und mit so viel historischen Belegen versehen und zu so manchen Vergleichen führt, daß wohl auf diese Weise ein groß Teil Gottesphilosophie auch in den unstudierte Bauern übergeht.“<sup>38</sup>

In Brentanos Märchen ist das „Erdbeermädchen“ Teil einer romantischen Komposition geworden, einschließlich der bösen Stiefmutter. In Bettinas literarischer Verarbeitung steckt einerseits viel soziale Realität, andererseits wird ein metaphysischer Horizont aufgezeigt, wo die „unstudierte“ Unschuld Teil an der Philosophie, am Göttlichen hat.

Die Generation Savignys und seiner Freunde hatte durchaus ein Gespür für den Verlust an Sicherheiten, den die heraufdämmernde Moderne mit sich brachte, „wo den alten Formen allgemeine Zerstörung droht“<sup>39</sup>, so Savignys Diagnose.

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 529.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Brief Friedrich Carl von Savignys an Constantin v. Neurath, Ende 1798 oder Anfang 1799, in: Stoll, Der junge Savigny, wie Anm. 1, S.70.

Liebe und Freundschaft sollen die als „zertheilt“ erlebte Welt und die vereinzelt Individuen noch einmal verbinden und aus dieser neuen Vereinigung aus der Idee, nicht der Natur, das „zweite Lebensalter der Welt“ entstehen lassen. „Symphilosophie“ und „Sympoesie“<sup>40</sup> spannen das Netz zwischen den Menschen und den Gedanken und generierten eine Philosophie für das Leben und Lebensentwürfe in Poesie. Auch der schnöde Alltag wurde Teil dieses Programms, wenn Friedrich Creuzer, noch einmal Schlegel zitierend, an Savigny schreibt:

„Durch die Ausbildung der Gedanken u. des Verstandes u. durch stete Beziehung auf das Unendliche können alle Studien u. selbst die gewöhnlichste Lektüre philosophisch werden.“<sup>41</sup>

Vielleicht ist dieser Versuch, die Wirklichkeit zu transzendieren und der Banalität und Zerstreutheit des Alltags, diesen modernen Plagen, zu entkommen, gar nicht so weit entfernt von dem, was uns heute umtreibt. Und vielleicht ist die Romantik auch in dem Sinne modern, als sie diesen „Überstieg“ (Heidegger) zum „Selbstsein“ (Jaspers) zum Programm erhob und einübte.

---

<sup>40</sup> Friedrich Creuzer an Friedrich Carl v. Savigny, Marburg, 9.6.1799, in: Briefe Friedrich Creuzers, wie Anm. 9, S. 36 und 38.

<sup>41</sup> Ebd., S. 36.